



SÜDANSICHT VON GRÖTZINGEN IM JAHRE 1683. Diese Umzeichnung nach einem alten Stich zeigt die mauerumwehrte, vom hochragenden Turm der Kirche (vgl. Abb. S. 17) überragte Stadt am Ausgang des 17. Jahrhunderts.

Bodo Cichy: Die Mauern von Grötzingen, Kreis Esslingen

Denkmalpflege in einer kleinen Stadtgemeinde

Um Pflege und Erhaltung der Kulturdenkmale, das zentrale Anliegen der staatlichen Denkmalpflege, wäre es sicher schlecht bestellt, wenn sie zu ihrer Verwirklichung lediglich auf die Krücken von gesetzlicher Bestimmung und behördlicher Anordnung sich stützen müßten und nicht immer wieder auch zählen könnten auf die in gleiche Richtung, nämlich auf die Bewahrung der unersetzlichen Kulturhinterlassenschaft zielende Aufgeschlossenheit der Denkmaleigentümer.

Diese Offenheit für ein vorab im Interesse der Allgemeinheit liegendes Verlangen ist so selbstverständlich nicht, wie es demjenigen erscheinen möchte, dem die Notwendigkeit von Denkmalschutz und Denkmalpflege außer jedem Zweifel steht. Macht es doch einen erheblichen Unterschied, ob man sich zu einer im Prinzip als gut und richtig erkannten Sache nur um ihrer selbst willen zu bekennen oder sie aber als der Eigner oder Besitzer eines Denkmals über solches Bekenntnis hinaus tatsächlich zu verwirklichen hat. Hier nämlich, also beim tätigen Mühen um die Erhaltung oder Pflege eines Denkmals, gesellt sich der ideellen Einsicht oft genug die mehr oder minder freiwillig einzugehende Bereitschaft, mancherlei, vorab finanzielle Opfer zu erbringen, die der Allgemeinheit dienen und die vom Landesdenkmalamt entgegen einer weitverbreiteten Meinung nach der finanziellen Seite hin durch die Hergabe von Geldzuschüssen zwar abgemildert, kaum einmal jedoch völlig aufgewogen werden können.

Die Denkmalpfleger wissen solche Opferbereitschaft aus vielhundertfacher Erfahrung richtig einzuschätzen und zu würdigen, insbesondere dann, wenn sie aus freien Stücken um der Sache willen geleistet und nicht als der zwangsläufige, widerwillige Bückling vor der Gesetzes- oder Behördenallmacht erbracht wird. Glücklicherweise ist solche Freiwilligkeit heute nicht mehr nur mit der sprichwörtlichen Laterne zu suchen, da die seit dem Ende des letzten Krieges allenthalben im Land gesetzten Zeichen praktischer Denkmalpflege eine vorbildhafte, zur Nachahmung anregende Wirkung hatten. Doch bleibt festzustellen, daß dieser dem Denkmalpfleger hoch willkommenen, weil seinen Anliegen förderliche Nachahmungstrieb ein deutliches Gefälle aufzuweisen hat, dessen Gründe zwar begreiflich, für eine ganze Reihe von Denkmalen aber äußerst nachteilig sind: Je geringer der aus einer denkmalpflegerischen Maßnahme zu ziehende zählbare Nutzen ist, desto schwieriger wird es, auf seiten der Denkmaleigentümer Eigeninitiative erwarten zu können. Denken wir in diesem Zusammenhang doch nur an Burgruinen oder Überreste von Stadtmauern, die ihrer unstreitigen kultur- oder heimatgeschichtlichen Bedeutung wegen erhalten werden müssen, ihren Eigentümern aber selten etwas anderes einbringen als eine fortwährende und dazu meist besonders kostenträchtige Baulast, dann wird verständlich, warum hier die freiwillige Bereitschaft zur Denkmalpflege eher schwindsüchtig ist und die Anreize zur Nachahmung einen erheblichen Abmangel erleiden.



BLICK VON NORDOSTEN AUF KIRCHE UND ALTES SCHULHAUS IN GRÖTZINGEN. Die ursprünglich dem Hl. Otmar geweihte Kirche mit ihrem spätgotischen Chor (1456) und dem die weithin sichtbare Mitte des Ortes bildenden steil aufragenden Turm (in den unteren Teilen 13./14. Jahrhundert) wurde 1967/68 gründlich renoviert. Dabei wurden Überreste eines womöglich ins 9./10. Jahrhundert zurückgehenden Vorgängerbaues angeschnitten und auf den Innenwänden qualitätvolle Fresken aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entdeckt. Das Fachwerk des Alten Schulhauses (links; 16. Jahrhundert) harret noch einer durchgreifenden Renovierung.



DAS EVANGELISCHE PFARRHAUS IN GRÖTZINGEN. Nach einer Inschrift am Giebel 1683 (vom Kirchheimer Spital) erbaut, ist das lobenswerterweise schon eingangs dieses Jahrhunderts von seinem Putzmantel befreite stattliche Gebäude das eindrucksvollste unter den in Grötzingen erhaltenen Fachwerkhäusern. Besonderes Augenmerk verdient der mächtige, in vier Geschossen sich aufbauende Giebel, dessen Holzwerk durch geschwungene Streben und geschnitzte Zierscheiben bereichert ist.

Um so höher sind bei solcher Gegebenheit jene Beispiele zu werten, bei denen Denkmaleigentümer mit Hilfe des Landesdenkmalamtes zwar, aber aus eigenem Antrieb und unter Inkaufnahme spürbarer Opfer sich dazu durchringen, „unrentierliche“ Denkmale in ihrem Bestand zu sichern und sie der Gegenwart und einer fernereren Zukunft zu erhalten. Von einem dieser Beispiele, den Überresten der Stadtumwehrgang von Grötzingen, soll nachfolgend als von einem nachahmenswerten Zeugnis gemeindlicher Initiative gesprochen werden.

Grötzingen, eine kleinere, heute etwas abseits auf halbem Wege zwischen Stuttgart und Nürtingen im Tal der Aich liegende Gemeinde, teilweise noch landwirtschaftlich orientiert, ohne große Industrie, aber von regem Innenleben und aufgeschlossenem Geist, nannte sich schon 1304 civitas (Stadt), mag aber die Stadtrechte bereits früher besessen haben und geht, was seine mittelalterliche Geschichte anlangt, sicher auf das 9. oder 10. Jahrhundert zurück. Zwar werden Herren von Grötzingen erst im 11. Jahrhundert urkundlich faßbar, aber der Patron der evangelischen Kirche, die heute noch mit ihrem steil aufpfiehlenden Turm die sammelnde Mitte des Ortes ist (Abb. S. 17), der Hl. Otmar, deutet darauf hin, daß zumindest der Kirchbezirk einmal St. Gallischer Besitz gewesen ist. Und dies spricht für die genannten Jahrhunderte.

Wo nun immer der Beginn des mittelalterlichen Grötzingen zu finden ist, die Unbilden von Krieg und Feuersbrunst haben wiederholt dafür gesorgt, daß von

den alten Baulichkeiten, sieht man einmal von Kirche und Stadtmauer ab, kaum etwas erhalten blieb, das seinen Ursprung über das 16. Jahrhundert zurückverlegen kann. Dennoch besitzt der Ort noch eine ganze Reihe bemerkenswerter Baudenkmale, insbesondere Fachwerkbauten, die, wie etwa das alte Schulhaus (Abb. S. 17) oder das Pfarrhaus von 1683 (Abb. oben), dazu angetan sind, Grötzingen mehr Reize zuzubilligen, als dies der 1513 verstorbene Geograph Suntheim tat, der „Gretzingen ain Staettl an der Eech gelegen“ nannte und als die ihm allein bemerkenswerte Besonderheit vermeldete: „do sind vill Misthawffen“.

Solche Haufen sind zwar auch heute noch in dem zu Teilen bäuerlich orientierten Altstadtbereich anzutreffen, doch weiß es gerade der Denkmalpfleger zu schätzen, daß der Misthaufenhorizont hier selbst bei landwirtschaftlichen Betrieben längst überwunden und über die so nützlichen Dunglegen hinweg Verständnis eingekehrt ist auch für so hochgesteckte Belange wie die der Denkmalpflege (Abbildungen rechts).

Gegenteilige Beispiele von anderem Ort machen es freilich ungewiß, ob solche Aufgeschlossenheit hier eingekehrt wäre, wenn sie nicht die Förderung des rührigen Grötzingen Bürgermeisters Schneider und seines Gemeinderates erfahren hätte. Diese waren es auch, die sich, obwohl die Gemeinde nicht gerade zu den begüterten im Lande gehört, aus eigenem Dafürhalten eines Denkmals angenommen haben, das eben mit jener oben angesprochenen, eher hemmenden Eigenschaft ausgestattet ist, in Dingen seiner Erhal-



ECKTURM DER STADTMAUER MIT SPÄTER ANGEBAUTEM FACHWERKHAUS. Die Umwehrung des mittelalterlichen Grötzingen besaß an ihrer nordwestlichen Ecke einen spornartigen Vorsprung, der mit einem starken Eckturm (Abb. rechts unten) abgesichert war. Er und die an ihn anschließenden Teile der Wehrmauer blieben erhalten, weil man sich ihrer bereits im 16. Jahrhundert als einer zu einem Hausbau verwertbaren, kostensparenden Baumasse bedient hat. Dieses Haus, ein wohlhaltener, über einem steinernen Sockelgeschoß mit drei auf der Stirnseite jeweils übereinander vorkragenden Stockwerken aufgehender Fachwerkbau (oben links), der im 17. Jahrhundert nach Westen hin erweitert wurde, fügte sich in den von Mauer und Turm gebildeten Winkel ein. Dabei wurde der Wehrgangsbereich dem zweiten Obergeschoß zugeschlagen, während man das dritte Obergeschoß einfach auf der ihrer Verdachung entledigten Wehrgangbrüstungsmauer aufsitzen ließ (oben rechts).

Das ganze, bautechnisch und historisch interessante Ensemble befand sich in reichlich schlechtem Zustand, doch war der Eigentümer, Herr Paul Höhn, einsichtig genug, dem Drängen von Bürgermeister und Denkmalamt ohne Zögern nachzugeben, diese, die vielleicht schönste Denkmalgruppe in Grötzingen unter allen Umständen zu erhalten. 1970 wurde mit Hilfe von Gemeinde, Kreis und Land die erforderliche Renovierung durchgeführt und so ein wertvolles Denkmal gerettet.





NEIDKOPF UND FABELWESEN AN EINEM GRÖTZINGER HAUS. Der Bildstein, der mit seinen Darstellungen Böses abwehren sollte, dürfte von der Stadtmauer herkommen und gehört ins 13./14. Jahrhundert.



ÜBERREST VOM WESTLICHEN STADTMAUERZUG. Auch hier ist das Überleben des Stadtmauerrestes der Einbeziehung der Wehrmauer in einen späteren Wohnhausbau zu danken. Der in seinem Bestand durch Auswaschung des Fugenmörtels sehr gefährdete Mauerteil ist deshalb interessant, weil er der letzte Beweis dafür ist, daß man die Mauerkrone zumindest partiell mit einer innenseitigen Blindbogenreihe verstärkt hat, um für den Wehrgang eine ausreichende Gehflächenbreite zu gewinnen.



RELIKTE VOM SÜDZUG DER GRÖTZINGER STADTMAUER. Die Reste des Stadtmauerturmes und der Wehrmauer haben ihr Überdauern hier der Verwendung zu Wohnzwecken bzw. als Außenmauer einer Scheune zu danken.

tung nur Kosten und einen in barer Münze nicht aufzuwiegenden ideellen Ertrag einzubringen: die Stadtmauer.

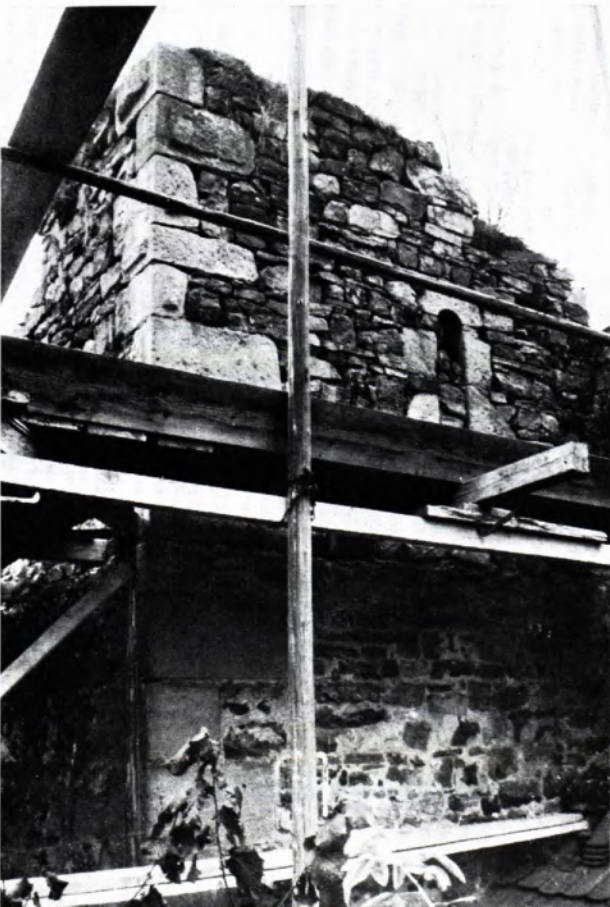
Grötzingen war einst, wie eine Stadtansicht von 1683 ausweist (Abb. S. 16), ein wehrhaft von Mauern umzingeltes Geviert, dem Aich und Weiherbach auf drei Seiten mit ihren Wasserläufen zusätzlichen natürlichen Schutz gaben. Wann die für ein kleines Stadtanwesen beachtliche Umwehrung mit ihren fast acht Meter hohen Mauern, dem rings umlaufenden überdachten Wehrgang und den zwölf Tor- und Abschnittstürmen entstanden ist, läßt sich nicht genau sagen. Urkundlich wird von ihr erst 1483 gesprochen, doch dürfte sie allgemeiner historischer Gründe und auch mancher bautechnischer Details wegen dem 14. Jahrhundert zuzuschlagen, in Teilen womöglich noch früher anzusetzen sein (Abb. links oben).

Von diesem Mauerbering, der in seinem Verlauf größtenteils noch deutlich am Zuge der Straßen und der Bebauung abzulesen ist, blieb wenig erhalten. Funktionslos geworden und eher ein unliebsames Hindernis für allerlei Bauabsichten, hatte das mächtige Gemäuer sich in das Schicksal eines willkommenen Steinbruchs zu finden. Nur dort, wo spätere Haus- und Schuppengebäude die Mauer als kostensparenden Teil in sich aufnahmen (Abb. oben) oder die Gemeinde Eigentumsrechte besaß, konnte sie sich in unsere Tage herüberretten. Freilich, mehr schlecht als recht, und die Gefahr, daß auch das Verbliebene schließlich wegen Baufälligkeit und zu hoher Unterhaltungs- und Erhaltungskosten in Verlust geraten würde, war drohend genug.

Wenn man den desolaten Zustand in Rechnung stellt, in welchem sich die Mauerrelikte befanden (Abb. S. 22), weiß man die Schwierigkeiten richtig einzuschätzen, die sich der Entscheidung des Grötzingener Gemeinderates für die Sanierung des im Gemeindeeigentum stehenden letzten großen Mauerabschnitts im Osten der Stadt entgegenstellten. Gegen das Argument, gleichsam „für die Katz“ eine Menge Geld aufzuwenden und sich eine bleibende Belastung einzuhandeln, obsiegt schließlich die Einsicht, der Tradition verpflichtet zu sein und sich selbst wie den Nachkommen ein Stück Grötzingener Geschichte bewahren zu müssen.

Im Zusammenwirken zwischen dem für die Gemeinde sprechenden Bürgermeister Schneider, dem zuständigen Kreisbaumeister Rapp und dem Landesdenkmalamt, finanziell gefördert von Kreis und Land, wurde das umfängliche Werk 1972 angegangen und 1973 zu einem nicht nur in lokalem Rahmen befriedigenden, sondern auch zum überörtlichen Vorbild taugenden Abschluß gebracht (Abb. SS. 22 bis 25). Letzteres vor allem, weil der Grötzingener Vorgang als ein Beweis dafür eintreten kann, daß, wo immer ein Wille ist, sich auch ein Weg zu seiner Verwirklichung finden läßt, selbst bei Gemeinden, deren Beutel eine knappe Schnürung hat.

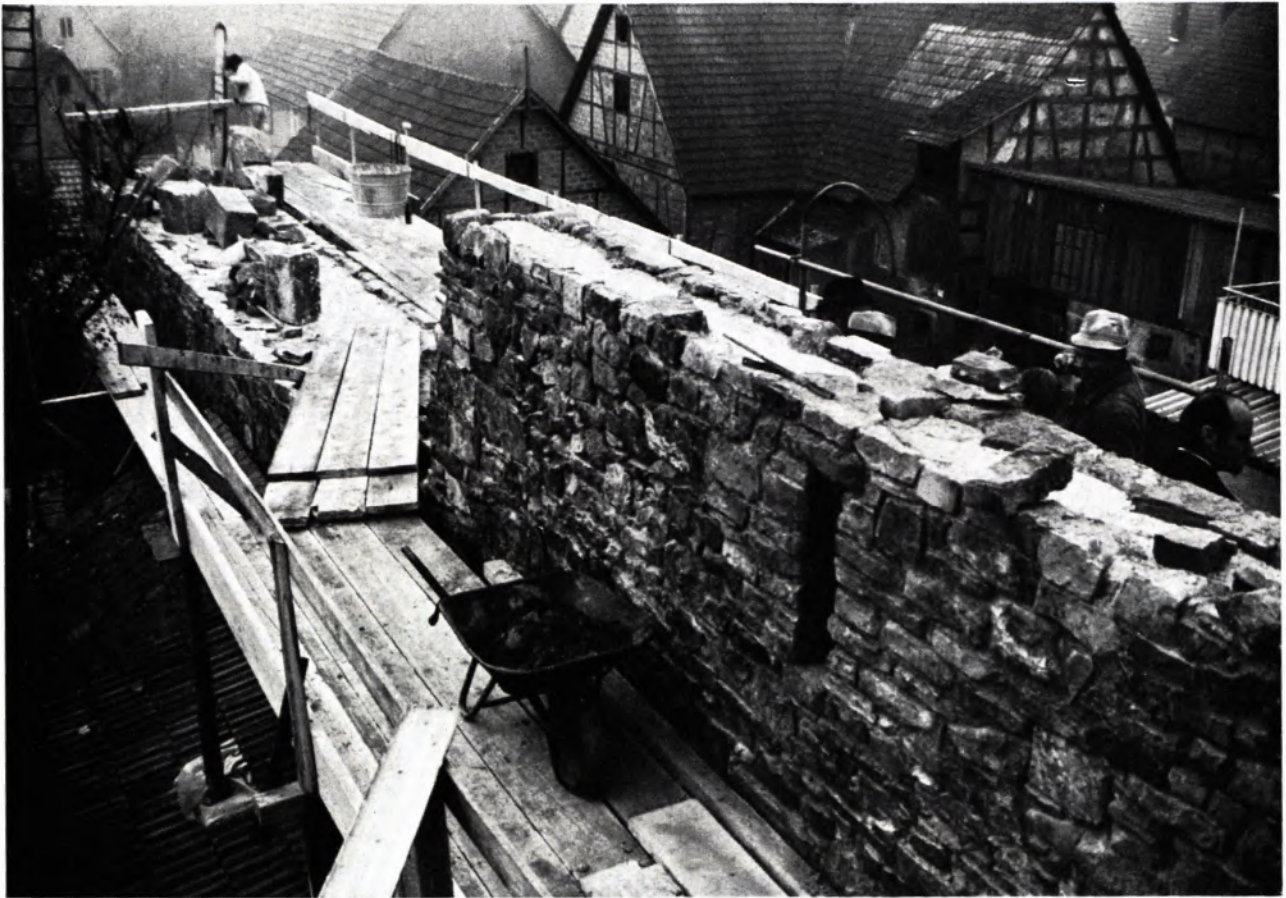
ZUM AUTOR: Bodo Cichy, Dr. phil. und Oberkonservator, ist Leiter der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalfpflege) des LDA und zugleich für die spezielle Bau- und Kunstdenkmalfpflege im Regierungsbezirk Stuttgart tätig.



DIE STADTMAUERSANIERUNG. Die Teile der Stadtmauer und des Mauerturmes, die 1972/73 von der Gemeinde in ihrem Bestand gesichert und wiederhergestellt wurden, befanden sich in einem auf gänzlichen Verlust deutenden, gefährdenden Zustand. Der Turm, der seine Verdachung lange schon verloren hatte (Abb. links), war in seinen oberen, der Witterung besonders ausgesetzten Teilen eher einem Steinbruch als einem soliden Steingefüge gleich. Der Fugenmörtel und der ursprünglich sehr solide Füllmörtel in seinem mehr als meterdicken Gemäuer waren ausgewaschen, und die Bruchsteine, aus denen das Mauerwerk aufgebaut war, lagen meterhoch ohne jede Mörtelbindung übereinander oder hielten sich im Bereich der tonnengewölbten Schießschartenkammern (Abb. oben links) nur noch durch die in ihrem keilsteinartigen Bogenversatz begründete innere Spannung an Ort.

Dieser traurige, wenig Hoffnung weckende Befund wurde unter Wahrung des originalen Bestandes mit viel Mühe und großer Sorgfalt ausgeräumt, das Füllmauerwerk wieder stabilisiert und die Steinfugen durch sogenanntes Verbandeln in alter Manier wieder geschlossen (Abb. oben rechts).

Ein flaches, an zeitgenössischen Beispielen ausgerichtetes Pyramidendach mit kleinem First und Biberschwanzdekung (vgl. Abb. S. 25) gibt dem Turm heute tauglichen Wetterschutz.



DIE STADTMAUERSANIERUNG. Der Wehrgang, der den oberen Beschluß der Stadtmauer bildete und sie auf ihrer ganzen Länge krönte, war feindwärts als eine etwa 50 Zentimeter starke, etwa zwei Meter hohe und mit schmalen Schießcharten ausgestattete Mauer gebildet. Von dieser Scharnmauer stand nur noch wenig, aber doch so viel aufrecht, daß man wenigstens einen größeren Teil von ihr zur Veranschaulichung der ursprünglichen Gegebenheiten wieder aufbauen konnte.

Unter Mitverwendung der originalen Relikte und mit anderweitig aus dem Mauerbestand gewonnenen Steinen wurde die Brustmauer des Wehrgangs in der alten Technik (Innen- und Außenschale aus flachen Kalkbruchsteinen mit Innenfüllung, sogenanntes Zweischalenmauerwerk) wieder bis zu ihrer nachweisbaren ursprünglichen Höhe aufgeführt (Abb. oben) und zum Auflager für die Wehrgangverdachung gemacht (vgl. Abb. S. 25). Allerdings hat man, vorab aus Kostengründen, darauf verzichtet, die Wehrgangmauer auf der ganzen Länge des jetzt wiederhergestellten Stadtmauerteiles in solcher Weise zu rekonstruieren.

Die ebenfalls stark lädierte Lauffläche des Wehrgangs, die eigentliche Mauerkrone, erfuhr eine gleichartige Wiederherstellung, erhielt jedoch aus Gründen der Wetterbeständigkeit einen oberen Beschluß aus wasserabweisendem Beton (Abb. rechts).





DER WIEDERHERGESTELLTE TEIL DER GRÖTZINGER STADTMAUER. Die Abbildungen auf dieser und der gegenüberliegenden Seite vermitteln einen eindrucksvollen Überblick über die in Grötzingen geleistete Arbeit. Sie machen überdies mit einigen Besonderheiten bekannt, die hier gezeigt werden sollen, weil sie, so lehrt die Erfahrung, gemeinhin übersehen werden. So etwa die in sehr flachem Relief als grobschlächlige Masken zu beiden Seiten der äußeren Turmstirnwand auf Eckquadersteine gearbeiteten „Neidköpfe“ (Abb. unten rechts), die durch ihr schreckerregendes Aussehen Gefährdungen abhalten sollten und insoweit Spätlinge einer bis in die Vorzeit zurückverfolgbaren Ahnenreihe sind.

Daß diese mit apotropäischen Gedanken verbundene Köpfe sich gerade an diesem Turmbau angesiedelt haben, mag mit dessen ursprünglicher, allerdings aus dem Bauzustand heute nicht mehr mit Sicherheit abzulesender Torturmfunktion zusammenhängen. Neben den beiden großen Tortürmen im Süden und Norden, von denen wir wissen, die aber beide abgegangen sind, soll die Grötzingener Stadtmauer nach Osten hin noch ein „Türlein“ besessen haben. Vielleicht deutet die auf der Innenseite der Stadtmauer erkennbare, in ihrer Funktion nicht leicht lesbare tonnenüberwölbte Öffnung (Abb. unten links) auf dieses „Türlein“ hin, das freilich beim Bau des jetzt stehenden Turmes funktionslos geworden ist, also einem früheren Zustand der Mauer zugeteilt werden muß. Diesem mag auch der merkwürdige Bildstein zugehört haben, der jetzt das unmittelbar bei diesem mutmaßlichen ehemaligen Mauerdurchlaß stehende Gebäude ziert (vgl. Abb. S. 20 oben).



